

A woman with long brown hair, wearing a white, ethereal, flowing dress, is floating underwater. The water is a deep, dark blue-green color, and light rays filter through from above, creating a dreamlike atmosphere. The woman's hair and dress are in motion, as if caught in a gentle current. The overall mood is serene and ethereal.

SANDRA BÄUMLER

Eisblau
Augen

i m .
p r e
s s .

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2014

Text © Sandra Bäuml, 2014

Lektorat: Hanna Kelbert

Redaktion: Marlene Uhlenberg

Umschlagbild: Shutterstock.com/ © Dmitry Laudin

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya / Juan Pablo del Peral, Architects Daughter / Kimberly

Geswein

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-646-60078-0

www.carlsen.de

SANDRA BÄUMLER

Eisblau
Augen

i m .
p r e
s s ●

Kapitel 01

Ich saß in einer Drei-Zimmer-Wohnung im Londoner Stadtbezirk Paddington und wühlte in Großmutter's Unterwäscheschublade. Schweiß lief meinen Rücken hinunter, klebte das Shirt an die Haut. Hitze und Straßenlärm drangen durch die offenen Fenster hinein. Nach wochenlangem Regen war der Sommer mit voller Wucht zurückgekehrt.

Und nein, ich stalkte meine Oma nicht, sie war letzte Woche gestorben. Nun hatten Mum, meine Schwester Nele und ich die schwierige Aufgabe, ihre Wohnung nach Wertgegenständen und Dingen zu durchsuchen, die wir aus sentimentalischen Gründen behalten wollten, bevor die Entrümpler kamen. Und da man nie wissen konnte, wo so eine alte Dame ihre Schätze überall versteckt hatte, beschäftigte ich mich mit der Schublade. Dort waren Sachen drin, von denen ich nie gedacht hätte, dass meine Oma sie unter ihrem sonst so konservativen Outfit getragen hatte. Aber stille Wasser waren bekanntermaßen tief – ich zog ein ziemlich neckisches Korsett hervor – und wie tief sie waren! Meine Oma hatte es schon immer faustdick hinter den Ohren gehabt.

Ein Gefühl der Trauer wallte auf und umfasste mein Herz, das stolperte. Tränen stahlen sich in meine Augenwinkel, ich vermisste meine Großmutter. Mit dem Handrücken wischte ich mir übers Gesicht. In ihrer Wohnung zu sitzen und zu wissen, dass es hier nie mehr nach hausgemachtem Yorkshire Pudding duften würde, dass es das nie wieder täte, zumindest nicht nach Omas, war eine der schwersten Erfahrungen, die ich in meinem bisherigen Leben machen musste. Ich sah sie direkt vor mir in der Tür stehen, kopfschüttelnd, und roch ihr süßliches Maiglöckchenparfüm. »Kindchen, du sollst doch wegen mir nicht weinen. Freu dich für mich. Jetzt bin ich wieder bei Opa Charles und schau auf dich herab«, würde sie jetzt sagen.

»Ja, Oma. Grüß ihn von mir«, flüsterte ich mit rauer Stimme, wobei ich das Korsett wieder zurücklegte. Ich fuhr über mein Gesicht und spürte die Nässe auf den Wangen. Meine Großmutter war immerhin einundachtzig geworden, hatte drei Kinder bekommen, ein erfülltes Leben und bis zu Opas Tod eine glückliche Ehe gehabt. Es gab keinen Grund zu heulen. Wenn nur das kleine Loch, das sie in meinem Herzen hinterlassen hatte, nichts anderes behaupten würde. Ich schob die Schublade zu, betrachtete die Bilder, die auf der Mahagonikommode standen, und nahm die vergilbte Fotografie, die sie an ihrem Hochzeitstag mit Großvater zeigte.

Oma Rose – eigentlich lautete Großmutter's Name Rosa, doch die Engländer konnten diesen Namen nicht gut aussprechen, daher wurde sie zu Rose – war eine waschechte Hamburgerin gewesen. Sie hatte es im besetzten Deutschland nicht leicht gehabt, zu ihrer Liebe zu stehen. Doch allen Widrigkeiten zum Trotz hatte sie den schicken Offizier im Oktober 1948 geheiratet und war mit ihm nach England gegangen. Dort war meine Mum geboren worden, die wiederum einen Deutschen kennenlernte und mit ihm in die alte Heimat zurückkehrte. Aber nicht nach Hamburg, sondern in die wundervolle Stadt Nürnberg, im kauzigen Frankenland. Ja, so spielte das Leben.

Von der Woche Sonderurlaub, die Mum bekommen hatte, um Oma zu beerdigen und ihre Angelegenheiten zu regeln, waren nur noch wenige Tage übrig. Ich allein hätte mehr Zeit gehabt, denn meine Ausbildung fing erst im Herbst an. Der Job bei der Bank war nicht mein Traumjob, doch nachdem ich die Fachoberschule geschmissen hatte, wollte ich ins Berufsleben einsteigen und nicht auf ewig im Kinocafé jobben.

Auch Nele stand nicht unter Zeitdruck, da ihr Rektor einer Befreiung bis zu den Sommerferien in ein paar Tagen zugestimmt hatte.

Ich strich sanft über das Bild. Mum sagte immer, dass ich meiner Oma sehr ähnelte, im Aussehen sowie im Charakter. Wenn ich das Foto so betrachtete, stimmte das im Hinblick auf das Aussehen wohl auch. Ich hatte

ihr weizenblondes Haar, aber leider auch die flache Hügellandschaft im Brustbereich geerbt – und die Sturheit, würde meine Mutter noch hinzufügen –, aber Gott sei Dank auch die schlanken Beine, die von der nicht vorhandenen Oberweite ablenkten. Heute war ich mit meinem Aussehen ganz zufrieden, aber das war nicht immer so gewesen.

»Du bist ein hübsches Mädchen, lass dir von niemandem was anderes einreden«, hatte Oma in meinen pubertätsbedingten Jahren der Selbstzweifel zu mir gesagt. Damals war ich ziemlich neidisch auf Mum gewesen, denn sie hatte ganz ordentlich Holz vor der Hütte, wie man in Bayern so sagte, und auch weiblichere Hüften. Also meiner Meinung nach hatte sie die passenden Rundungen an den richtigen Stellen, auch wenn sie sich selbst als pummelig bezeichnete. Bei meiner Schwester war bereits zu erkennen, dass sie in körperlicher Hinsicht nach unserer Mutter geriet.

Ich schaute in den Spiegel über der Kommode, die Form und Farbe meiner Augen hatte ich weder von Mum, Paps oder Oma. Mein Vater sagte, sie hätten die Farbe von blauen Topasen. Darauf hatte ich gegoogelt, wie diese Edelsteine aussahen, eine gewisse farbliche Ähnlichkeit war nicht abzustreiten. »Alex, Mama will was essen gehen«, riss Nele mich aus meinen Gedanken.

»Hab keinen Hunger«, sagte ich und stellte das Foto zurück. Ich drehte mich zu Nele, mit dem Hintern schob ich die Schublade zu.

»Was Interessantes gefunden?«, erkundigte sie sich und ließ sich aufs zur Kommode passende Bett plumpsen. Ein In-Ear-Hörer ihres MP3-Players steckte im Ohr, der andere baumelte über dem Totenkopf auf ihrem Shirt. Sie war fünfzehn und hatte eine Gothic-Phase, die auch beinhaltete, dass ihre eigentlich blonden Haare nun blauschwarz schimmerten. Dicker Kajal umrandete düster ihre Augen. Es wunderte mich, dass ihr schwarzes Make-up bei der Hitze nicht in alle Richtungen verlief und sie wie Alice Cooper in seinen besten Tagen aussah.

»Ein bisschen Reizwäsche.« Ich strich eine Haarsträhne, die an der Wange

klebte, aus meinem Gesicht. Ich zeigte auf die Kommode.

»Nee, nicht wirklich.« Sie sprang auf, schob mich zur Seite und öffnete die Schublade. Mit einem Quietschen zog sie das elfenbeinfarbene Korsett hervor, das sie sich um die Taille hielt.

»Steht es mir?«, fragte sie, während sie sich hin und her drehte. Überflüssig zu erwähnen, dass sie einen Hang zum Morbiden hatte.

»Wenn man gerne Omas Reizwäsche trägt ... Glaubst du denn, dass es passt? Immerhin hast du mehr unterzubringen als Oma«, frotzelte ich.

»Hallo, solche Sachen sind wieder sehr angesagt und es gibt hinten eine Schnürung, damit kann man die Größe anpassen.« Nele drückte das Wäschestück an ihre Brust, als würde sie eine Schmusedecke halten.

Ich zog die Brauen hoch. »Du bist wirklich schräg drauf.«

»Mädels, wie schaut's aus?« Mum stand in der Tür. Sie wartete unsere Antwort nicht ab, sondern durchquerte das Zimmer und nahm Nele das Korsett ab. »Was ist denn das?« Sie hielt das pikante Kleidungsstück wie eine tote Maus zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Modern«, bemerkte ich trocken.

»Das Ding kommt gleich in den Müll.« Damit verließ sie das Zimmer.

»Nein, Mum! Bitte, es ist super, ich kann es zu meinem Spitzenrock tragen«, jammerte Nele, die ihr folgte. Im Wohnzimmer kam es zu einer lautstarken Diskussion über den Sinn und Unsinn von Omas Wäsche. Ich schloss die Tür und widmete mich dem Mahagonischrank, der eine Dreimeterwand einnahm. Als ich ihn öffnete, kam mir ein Schwall vertrauten Lavendeldufts entgegen. Überall hingen Säckchen, die Motten davon abhalten sollten, sich an dessen Inhalt zu vergreifen. Ich schob die Kleider auseinander und war in den Fünzigern gelandet. Ein Resultat dessen, dass Oma Rose nichts wegwerfen konnte. Ich für meinen Teil beneidete die Entrümpler nicht, denen die Aufgabe zuteilwurde, die vollgestopfte Wohnung auszuräumen. Vielleicht sollten wir die Klamotten in einen Secondhandladen geben? Mein Blick fiel auf eine glänzende Schachtel auf dem Boden, auf die

Schuhkartons gestapelt waren. Ich holte sie raus und fand sehr alt aussehende Bücher darin. Obwohl ich mich als Kind oft in dem Schrank versteckte hatte, war mir die Schachtel bisher nie aufgefallen. Ich setzte mich damit aufs Bett, nahm eines der Bücher und betrachtete den Rücken. *Jane Eyre*. Ich war gleich Feuer und Flamme. War das wirklich eine Originalausgabe des Klassikers? Mehrmals wischte ich die Hände an meiner Jeans ab, bevor ich es vorsichtig aufschlug. Ich staunte nicht schlecht: Die drei Bände umfassende Ausgabe stammte aus dem Jahr 1847. Was würde sie wohl wert sein? Aufgeregt begutachtete ich die anderen Werke, fand darunter *Wuthering Heights*, ebenfalls von 1847, und eine Ausgabe von Jane Austens *Emma*, die beinahe zweihundert Jahre alt war. Da hatte jemand einen ausgeprägten Hang zu Liebesschmachtfetzen gehabt.

Die Tür ging auf. »Mama holt jetzt was zu essen her«, informierte Nele mich.

»Habt ihr euch beruhigt?«

»Sie lässt es mich nicht behalten, sie ist so was von spießig. Oma hätte es gefallen, dass ich ihre Klamotten mag.« Energisch blies sich Nele eine ihrer dunklen Fransen aus dem Gesicht und verschränkte die Arme.

»Schau mal in den Schrank, vielleicht findest du da was Züchtigeres«, schlug ich grinsend vor.

»Was hast du da eigentlich?« Nele setzte sich zu mir und nahm eines der Bücher.

»Vorsichtig, die sind alt«, ermahnte ich sie.

»*Jane Eyre*.« Sie schaute mich mit großen Augen an. »Echt jetzt – da hab ich letztens einen Film gesehen. Die Kostüme waren super.«

»So wie es aussieht, ist das eine Originalausgabe«, sagte ich grinsend.

»Die sind bestimmt jede Menge wert.« Ich griff nach dem Buch, das sie in der Hand hielt, doch sie ließ es nicht sofort los. »Komm, gib es her.« Ich zog ein wenig und da ratschte es plötzlich und der Einband brach auseinander.

»Ach Nele, schau was jetzt ...« Ich brach ab, weil ich etwas entdeckt hatte:

Ein Stück Papier lugte zwischen dem ledergebundenen Einband und der letzten Seite des Buchs hervor. Jemand hatte den Pappdeckel so sorgfältig mit der Seite am Rand verklebt, dass nicht einmal beim zweiten oder dritten Blick aufgefallen wäre, dass der so entstandene Zwischenraum als Versteck diente. Ich zog ein Blatt Papier heraus und in meinen Adern kribbelte es. Ich fühlte mich wie eine Archäologin, die ein Pharaonengrab entdeckte hatte.

»Was ist das?« Nele rutschte zu mir.

»Ich glaube, eine herausgerissene Tagebuchseite«, sagte ich, befangene den kaputten Einband und zog eine zweite und eine dritte Seite hervor.

»Vielleicht gibt's da noch mehr in den anderen Büchern«, vermutete Nele und schnappte sich das Nächste. Ich nahm es ihr ab. »Wir müssen vorsichtig sein. Vielleicht kann man die Innenseite des Deckels mit einem Messer etwas einritzen.«

»Ich hol eins.« Sie sprang auf, ihre Wangen glühten vor Eifer. Auch in mein Gesicht spürte ich Hitze steigen, das Entdeckerfieber hatte uns gepackt.

Sie brachte das Messer und so vorsichtig wie möglich zerschnitt ich die letzten Seiten. Tatsächlich kamen noch weitere Blätter zum Vorschein, deren Vorder- und Rückseiten in winziger Schnörkelschrift beschrieben waren. Dann hatte ich die erste Seite gefunden. Ich lehnte meinen Rücken ans Kopfteil, zog die Knie an und wischte die Hände an der Jeans ab, bevor ich zu lesen begann. Was sie wohl für Geheimnisse beinhalteten, wenn sich jemand die Mühe gemacht hatte, sie so zu verstecken? Vielleicht ja doch den Hinweis auf einen Schatz. Ich sah mich schon mit Lederhut und einer Peitsche bewaffnet durch die Wüste kämpfen, in der es auch nicht viel heißer sein konnte als in diesem Zimmer. Nele setzte sich im Schneidersitz mir gegenüber.

»Kannst du diese alte Schnörkelschrift überhaupt lesen?« Sie hob skeptisch eine Braue.

»Klar, Oma hat es mir beigebracht.«

»Was steht da?« Wie immer, wenn sie angespannt war, trommelte sie auf

ihrem Bein herum.

»Also:

Was ich heute am Tage des Herrn, dem 16. April 1898, schriftlich niederlege, ist, so mir Gott helfe, die unumstößliche Wirklichkeit.

Zum Glück fand ich in diesem Kloster eine Zuflucht. Ich kannte es aus Geschichten von Schwester Margret Mary, die hier ihre Zeit als Novizin verbracht hatte.

In diesem Tagebuch möchte ich meine Erinnerungen an die vergangenen eineinhalb Jahre festhalten, um nicht zu vergessen. Denn ich fühle, wie sie mir entgleiten und in dem Nebel, der meinen Kopf ausfüllt, versinken.

Alles begann am 18. Oktober 1897.

Schwester Margret Mary hatte bewirkt, dass ich die Kinderfrau für die Neffen eines angesehenen Reedereibesitzers werden sollte. So machte ich mich an diesem Tag auf den beschwerlichen Weg nach Morrison Manor, einem einsam gelegenen Ort in Cornwall. Zuerst reiste ich mit dem Zug. Es war ein wirklich vorzügliches Vergnügen, als die Landschaft an meinen erstaunten Augen in berauscher Schnelligkeit vorbeiflog und mir schwindlig wurde, als hätte ich zu viel von Miss Pottburrys Holunderwein zu mir genommen. Nach meiner Ankunft wurde ich vom Kutschfahrer des vornehmen Herrn in Empfang genommen, der mich zu dem abgelegenen Anwesen brachte.

Als die Sonne in Richtung Meer sank, erhob sich vor mir ein Herrenhaus, das majestätisch auf den Klippen thronte. Es handelte sich beinahe um eine kleine Festung, wie ich sie aus den Geschichten über edle Rittersleut und anmutige Prinzessinnen kannte, umsäumt von einer massiven Mauer aus grauem Gestein. Der große Garten, den die Kutsche durchquerte, beeindruckte mich durch seine gepflegte Erscheinung. Viele der Büsche blühten, unter ihnen wundervolle englische Rosen, die in allen Farben schillerten.

Nachdem ich aus der Kutsche gestiegen war, konnte ich nicht anders, als das grau

verwitterte Kalksteingebäude, dessen Mittelpunkt das mächtige Portal war, mit angehaltenem Atem zu betrachten. Auf dem Dach wechselten sich Türmchen mit Wasserspeiern ab, die furchterregende Monster darstellten, ähnlich den Drachen aus den Geschichten. In regelmäßigen Abständen durchbrachen Fenster das massive Mauerwerk, die mich wie leere Augen anstarrten ...

»Mädchen, ich bin zurück«, rief meine Mutter, scheppernd legte sie den Schlüssel auf die Konsole im Flur, dann klapperte Geschirr.

»Lies weiter«, drängte mich Nele.

»Kommt ihr? Ich hab was vom Chinesen geholt, es wird kalt«, rief Mum.

Ich legte die Tagebuchseite weg und stand auf. »Lass uns was essen.«

Nele murmelte etwas, das ich nicht verstand, erhob sich aber ebenfalls und folgte mir in den Gang.

Kapitel 02

Im Wohnzimmer stand Mum am runden Teakesstisch und holte Pappschachteln aus einer Tüte, die dem Duft nach zu urteilen mit allerlei chinesischen Köstlichkeiten gefüllt war. Sie legte Essstäbchen zu den Tellern, die bereits auf dem Tisch standen.

»Gibt's auch süßsauer?«, fragte Nele etwas mürrisch.

»Hier.« Mum reichte ihr eine der Schachteln, die meine Schwester nahm und direkt daraus zu essen begann.

»Tu dir was auf den Teller, vielleicht wollen wir auch noch was davon essen«, ermahnte unsere Mutter sie. Zur Antwort steckte sich Nele ihren zweiten Hörstöpsel ins Ohr und stocherte mit den Stäbchen weiter in der Schachtel herum.

Mum seufzte und strich sich eine vorwitzige rotblonde Strähne, die sich aus ihrem Pferdschwanz gelöst hatte, hinter das Ohr. Mit einem Löffel schaufelte sie sich etwas auf ihren Teller, das wie gebratene Nudeln mit Rindfleisch aussah. Ich guckte in die zwei verbliebenen Schachteln und fand zu meiner Freude Hühnchen in Erdnusssoße.

»Na, noch was Interessantes entdeckt?« Zischend öffnete Mum eine kleine Wasserflasche.

»Ja, alte Bücher«, informierte ich sie. Ich wusste nicht, warum ich die Entdeckung der Tagbuchseiten für mich behielt, doch ein Gefühl sagte mir, dass es richtig war.

Meine Mutter stellte die Flasche zurück auf den Tisch. »Was für Bücher?«, fragte sie.

»Aus dem neunzehnten Jahrhundert. Ich denke, es sind Originale. Sie waren in einer Kiste im Schrank.« Ich nahm einen Bissen. Meine Mutter schob mit dem kleinen Finger wieder die Strähne zurück, die nicht hinter

dem Ohr bleiben wollte. Sie sah an mir vorbei, als dächte sie nach, dann richtete sie ihren Blick wieder auf mich.

»Ich glaub, ich weiß, was du meinst. Die hat Onkel Robert auf dem Dachboden in Ridge Park gefunden. Deine Oma wollte sie behalten, weil die Bücher Elisabeth gehört hatten. Ururoma Elisabeth war ja als einzige aus der Familie deines Großvaters nett zu ihr gewesen, nachdem sie in England angekommen war.« Mum schob sich Nudeln in den Mund und ich lehnte mich zurück.

Ridge Park war der Stammsitz der Familie nördlich von London. Dort hatte Oma Rose seit ihrer Ankunft in England gelebt. Aber nach Großvaters Tod war ihr das alles zu viel geworden und sie war nach London gezogen. Nach ihrem Auszug hatte Onkel Robert das Anwesen ganz übernommen, er bewohnte es nun mit seiner Familie, meinen Cousins Francis und George sowie seiner lieblichen Gattin Rachel. Als männlicher Nachkomme hatte er den Titel *Duke* oder *Earl of soundso* geerbt – ich wusste es nicht mehr genau, es interessierte mich auch nicht. Mit ihrer Heirat hatte sich meine Mutter aus dem adligen Familiengeschäft ausgeklinkt und ließ uns weitestgehend damit in Ruhe. Der einzige Pflichttermin, den wir wahrnehmen mussten, war Weihnachten, wenn sich die Familie in Ridge Park traf. Sogar meine unkonventionelle Tante Kathy kam dafür über den großen Teich geflogen.

Eigentlich waren unsere weihnachtlichen Treffen nicht schlimm. Im Gegenteil, in dem neugotischen Kasten vor dem knisternden Kamin zu sitzen und Punsch zu schlürfen oder an der langen Tafel im Speisesaal zu essen, das hatte was. Außerdem machte es immer wieder Spaß meine Cousins zu treffen, die zwar zuweilen etwas blasiert auftreten konnten, aber wenn man hinter diese Fassade schaute, richtig witzig waren. Ob George noch seine Freundin hatte, mit der er letztes Jahr aufgetaucht war? Ich grinste. Eher nicht, er wechselte Mädchen wie Handtücher. Nur ich sei seine wahre Liebe, betonte er immer. Kein Wunder, dass der Adel ausstirbt, wenn nur Cousinen und Cousins heiraten, antwortete ich dann.

»Was amüsiert dich den so?«, fragte Mum.

»Ich dachte gerade an George und was wohl aus seiner hübschen Freundin geworden ist, die er letztes Weihnachten mitgebracht hat«, antwortete ich grinsend. Meine Mutter machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Eine Exfreundin«, gab sie zurück. »Das weiß ich mit Sicherheit, denn Rachel hat es mir auf der Beerdigung erzählt.«

Der Grund für unser Hiersein wurde mir wieder bewusst. Ich fühlte das Loch in meinem Herzen, es schmerzte, als nagte sich eine Ratte hindurch. Auf der Beerdigung hatte ich nicht viel mit meinen Cousins gesprochen, mir war da einfach nicht nach Reden zu Mute gewesen. Schon als George mich in seine Arme genommen und gedrückt hatte, hatte ich wie ein kleines Kind zu heulen angefangen. Er saß dann bei der Trauerfeier neben mir und hielt schweigend meine Hand. Wenn man meine Cousins richtig kannte, wusste man, dass sie in ihrem Inneren nicht die oberflächlichen Schnösel waren, die sie gerne nach außen darstellten.

»Übrigens, Robert kommt später noch vorbei«, sagte Mum.

»Ich bin satt«, sagte ich und legte meine Essstäbchen auf den Teller.

»Du hast ja fast gar nichts gegessen, Schatz.« Sie zog die Brauen hoch. Ich stand auf, brachte meinen Teller in die Kochecke, schob die Reste in den Abfall und wusch ihn ab.

»Ich geh ins Schlafzimmer zurück.« Nachdem ich den Teller in ein Trockengestell geschoben hatte, verließ ich das Wohnzimmer.

»Satt«, hörte ich Nele hinter mir sagen, ein Stuhl wurde gerutscht, dann folgten Schritte. Im Schlafzimmer setzte ich mich wieder auf das Bett, Nele nahm mir gegenüber Platz und zog die In-Ear-Stöpsel aus ihren Ohren.

»Komm, lies weiter«, forderte sie mich auf und stützte die Ellenbogen auf ihren Schenkeln ab, das Kinn legte sie in die Hände. Ich suchte die Stelle, an der ich zu lesen aufgehört hatte.

»Ach da«, murmelte ich. »*In regelmäßigen Abständen durchbrachen Fenster das massive Mauerwerk ...*«

»Das haben wir schon«, unterbrach mich Nele.

Die hagere Frau, die aus dem Eingangsportal heraustrat und mich mit gerunzelter Stirn auf taktlose Weise musterte, ließ in mir das Gefühl wachsen nicht willkommen zu sein. Die dünnen Finger aufeinandergelegt, stellte sie sich, nachdem sie eine unfreundliche Bemerkung über mein junges Alter gemacht hatte, als die Hauswirtschafterin Miss Rutherford vor. Steif streckte sie mir ihre faltige Hand entgegen. Mir wurde bewusst, dass ich in dieser Person keine Freundin finden würde. In ihre Augen- sowie Mundwinkel hatten sich tiefe Falten gegraben - und dies bestimmt nicht aus dem Grunde, weil sie so viel und gerne lachte. Vom übrigen Personal lernte ich zunächst Millie kennen, ein fröhliches Mädchen, das offensichtlich mit Vorliebe kicherte. Nur durch ihren strengen Blick veranlasste Miss Rutherford sie dazu, sofort still zu sein.

Als ich die Eingangshalle betrat, verschlug es mir die Sprache. Solch eine Pracht hatte ich noch nie gesehen.

Miss Rutherford betonte während ihrer Führung mehrmals, dass das Arbeitszimmer des Hausherrn nur mit dessen Erlaubnis betreten werden durfte. Wie erwartet blieb diese mit feinen Schnitzereien verzierte Mahagonitür für mich geschlossen.

In der Küche wurden mir die Köchin Mrs O'Reilly vorgestellt, eine üppige Dame mit mildem Gesicht, und Ruby, ein Mädchen, dessen Nase von Sommersprossen übersät war wie ein Weizenfeld mit Mohnblumen. Auch Ruby war mir freundlich zugetan. Mir fiel ein Stein vom Herzen, dass das restliche Personal nicht Miss Rutherfords missbilligende Art teilte.

Anschließend führte mich Miss Rutherford über die mit einem roten Teppich belegten Marmorstufen in den ersten Stock. Als ich über die Balustrade hinunterblickte, stellte ich mir vor, wie die Herrin des Hauses in ihrer Abendrobe die Treppe hinabschritt. Es musste ein wahrhaft königlicher Anblick sein.

Miss Rutherford zeigte mir das Zimmer der Knaben, die ich kichern hörte. Wie ich

aus Erfahrung wusste, hatte so etwas nichts Gutes zu bedeuten, die beiden planten offensichtlich einen Schabernack. Ich brachte Miss Rutherford dazu in die Küche zu gehen, indem ich ihr sagte, ich meinte die Köchin gehört zu haben. Unterdessen und unter Zuhilfenahme von süßen Bestechungsmitteln überredete ich die Knaben von ihrem Streich abzusehen.

Die beiden Jungen gingen auf den Handel ein und traten mir gegenüber, sie glichen sich wie ein Ei dem anderen. Ihre Augen hatten die Farbe von zarten Blättern, die im Frühling an den Bäumen sprossen. Ich war mir sicher, dass sie im Erwachsenenalter mit diesen Augen Frauenherzen brechen würden. Durch meine List war es mir gelungen, die Knaben schnell auf meine Seite zu bringen.

Scherzhaft warnte ich sie, dass jeder Streich mir gegenüber eine Retourkutsche zur Folge haben würde und ich durch mein Aufwachsen im Waisenhaus eine Vielzahl von Possen in petto hatte. Joshua und Edgar, so hießen die Knaben, hatte ich von diesem Moment an in mein Herz geschlossen.

Miss Rutherford, die nun wieder herbeigeeilt war, machte mich mit dem strengen Tagesablauf der Jungen und mit der wichtigsten Regel vertraut: Die jungen Herren dürften keinesfalls in die unmittelbare Nähe des Meeres. Ich wunderte mich, denn den beiden dünnen Knaben, deren weißblondes Haar den ohnehin hellen Teint noch blasser erscheinen ließ, konnte es nicht schaden etwas Zeit am Meer zu verbringen. Auf meine Frage hin, ob ich die Herrin des Hauses kennenlernen durfte, erfuhr ich, dass mein Arbeitgeber Sir Morrisey nicht verheiratet war.

Ich hörte ein Klingeln, dann Onkel Roberts Stimme. Er blieb bei Mum im Wohnzimmer.

»Weiter«, quengelte Nele.

»Wie Sie befehlen, Mylady«, entgegnete ich grinsend.

Während des Auspackens verriet mir Millie, dass der Herr des Hauses sich sehr geheimnisvoll gab. Wenn er sich nicht auf geschäftlichen Reisen befand, verweilte er

stundenlang in seinem Arbeitszimmer und unter keinen Umständen durfte er gestört werden, selbst wenn das Haus in Flammen stand. Zudem vertraute sie mir an, dass keiner über seine Herkunft genau im Bilde war, ihm aber ein Verwandtschaftsverhältnis mit dem Königshaus nachgesagt wurde.

Millie zufolge verfügte der Mann über ein attraktives Äußeres und zeigte nur selten eine Gemütsregung. Sie offenbarte mir, dass er sie ängstigte, sie das Gefühl hatte, er könne, obschon er seine Augen stets hinter dunklen Brillengläsern verbar, in ihre Seele schauen.

Mit angehaltenem Atem lauschte ich ihren Ausführungen. Sie berichtete, bei Einkäufen in der nahegelegenen Ortschaft Zeugin einer Plauderei zweier Herren geworden zu sein, die über einen Autor namens Bram Stoker geredet hatten. In dessen Roman ging es um einen unsterblichen, bleichen Dämon, der sich von menschlichem Blut ernährte, welches er vorzugsweise aus der Halsschlagader trank. Mich schüttelt dieser Gedanke heute noch.

Ihre Äußerungen verwunderten mich, doch dann vertraute sie mir einen Verdacht an, der, wie ich heute weiß, gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt lag. Ich möchte an dieser Stelle ihre genauen Worte zitieren: »Ich will damit nicht behaupten, dass Sir Morrissey solche unheiligen Dinge tut, wie das Blut von Menschen zu trinken, doch sah ich ihn nie essen, wenn wir servieren. Er beobachtet nur die Jungen und nippt gelegentlich an seinem Weinglas.«

Plötzlich stand Mum in der Tür. »Robert ist schon wieder weg. Er sagt, wir sollen daran denken alle Schlüssel abzugeben. So, jetzt lasst uns ins Hotel gehen.«

»Ach nö, Alex soll noch etwas weiterlesen. Dieser Typ muss ja rattenscharf sein, ich will doch wissen, wie es weitergeht«, protestierte Nele.

»Welcher Typ?« Mama sah mich an.

»Ach, wir haben in den alten Büchern einzelne Tagebuchseiten gefunden und die Verfasserin berichtete von einem geheimnisvollen Mann. Wenn sie

heute leben würde, würde ich sagen, sie hat zu viele Vampirfilme konsumiert«, klärte ich meine Mutter auf, packte die Blätter zusammen und dann die Bücher in die Schachtel, die ich meiner Mum reichte.

»Hier, die Bücher könnten wertvoll sein. Wir sind ohnehin am Ende des ersten Tages angelangt«, meine ich an Nele gewandt. Sie brummelte etwas von »Keiner hört mir zu« und verließ dann das Zimmer. Mum stellte die Kiste auf das Bett, schaute hinein und zog eines der Bücher heraus.

»Du hast Recht, das sieht wirklich nach einer Originalausgabe aus. Und wenn dem so ist, meine Güte, was werden die wohl wert sein? Dass Onkel Robert die nicht entdeckt hat, wundert mich. Ich werde ihn gleich vom Hotel aus anrufen.« Ihre Wangen färbten sich vor Aufregung rot, dann sah sie zu mir. »Kann ich die Aufzeichnungen sehen?« Sie legte das Buch wieder in die Kiste.

Ich reichte ihr die Tagebuchseiten, die sie durchblättert.

»Eventuell sind sie von deiner Ururgroßmutter Elisabeth, die müsste um diese Zeit gelebt haben«, mutmaßte Mum. Sie blickte zu mir. »Vielleicht wollte sie Schriftstellerin werden und das sind ihre Schreibversuche.«

»Aber warum hat sie die so aufwendig versteckt?«

»Wahrscheinlich war ihr Ehegatte von diesem Hobby nicht so begeistert und hat ihr das Schreiben verboten. Damals konnten Männer ihren Ehefrauen noch diktieren, mit was sie sich die Zeit vertrieben«, sagte sie schulterzuckend.

»Ich wünsch dir viel Spaß beim Lesen, du kannst mich ja auf dem Laufenden halten.« Damit reichte sie mir die Seiten und nahm den Karton, mit dem sie den Raum verließ. Nachdenklich schaute ich auf die Blätter in meinen Händen. Bestimmt hatte Mum damit Recht, dass dies die Fantasien einer gelangweilten Hausfrau waren, doch eine kleine Stimme sagte mir, dass mehr dahinterstecken musste. Ich schob die Seiten zusammen und folgte meiner Mutter.

Kapitel 03

Ich wälzte mich in meinem Bett hin und her, konnte einfach nicht schlafen. Immer wenn ich die Augen schloss, sah ich ein düsteres Herrenhaus im neugotischen Stil vor mir. Eine kleine Stimme drängte mich die nächste Seite zu lesen, die Neugier siegte. Also knipste ich die Nachttischlampe an. Zum Glück war ich allein und konnte keinen wecken. Mum und Nele schliefen nebenan. Als wir die Zimmer gebucht hatten, bestand ich darauf mein eigenes zu bekommen. Zu dritt in einem Zimmer – das war mir eindeutig zu eng, auch wenn ich es in der Nacht nach der Beerdigung bereut hatte, so allein zu sein.

Das Hotel lag in der Nähe von Omas Wohnung, wir hätten auch dort schlafen können. Es kam uns allen dreien aber nicht richtig vor in ihrer Wohnung zu nächtigen und zu wissen, dass sie nicht mehr da war.

Das Loch in meinem Herzen pochte schmerzhaft, meine Augen füllten sich mit Tränen, ich musste mich ablenken. Also stand ich auf und holte die Papierseiten vom kleinen Schreibtisch. Wieder unter meine Decke gekuschelt, suchte ich den nächsten Eintrag heraus.

Am Abend des 19. Oktober 1897 bürstete ich gerade mein Haar, als vom Flur leise Geräusche zu mir drangen, die wie Schritte anmuteten. Da Millie zufolge die Jungen für ihre Streiche berüchtigt waren, schlich ich zur Tür und öffnete diese vorsichtig. Doch der Gang war menschenleer, sogar die Flammen in den Gaslampen hatte man gelöscht. Nur der Mond tauchte den Flur in ein unheimliches Licht. Mir liefen Schauer über den Rücken, so gänzlich unbeleuchtet wirkte dieses Gemäuer doch sehr bedrohlich. Trotzdem nahm ich allen Mut zusammen, obwohl mein Herz den Brustkorb malträtierte wie ein Hammer das heiße Eisen. Nur mit meinem Nachtgewand bekleidet überquerte ich den Gang und öffnete die Tür des

Kinderzimmers. Durch die Fenster beschien der Mond die Betten der Knaben, deren gewölbte Federdecken davon zeugten, dass sie darunter friedlich schlummerten. Beruhigt wollte ich in mein Zimmer zurück, doch dann kam mir Michael Fin in den Sinn, der im Waisenhaus versucht hatte, uns ebenfalls auf diese Weise zu täuschen. So lüftete ich die Decke, fand einen zierlichen Körper, der entspannt und tief schlafend darunter lag. Auch das zweite Bett war nicht leer. Also bedeckte ich die Kinder wieder anständig, kehrte in mein Zimmer zurück und verlöschte die Lichter. Ich mutmaßte, dass mich der lange Tag offensichtlich erschöpft hatte und ich eingebildete Gespenster hörte.

Trotz des bequemen Bettes fand ich keinen Schlaf, Millies Geschichten kreisten noch immer in meinem Kopf und luden mich zu einer Karussellfahrt ein. Mein Geist kam nicht zur Ruhe. Bilder blitzten in meinen Gedanken auf und als sie einen bleichen Mann mit blutverschmiertem Mund zeigten, fuhr ich hoch. Kerzengerade saß ich im Bett, das Herz hämmerte wild in meiner Brust, an Schlaf war nicht mehr zu denken. Ich atmete tief ein und aus, um meinen ungestümen Puls zu beruhigen. Da meldete sich mein Magen mit einem undamenhaften Knurren zu Wort. Die Annahme, dass ich deshalb keinen Schlaf fand, weil der Hunger mich nicht zur Ruhe kommen ließ, lag nahe, da ich am Abend nicht viel gegessen hatte. Also streifte ich Schlafrock und Hausschuhe über und machte mich so gerüstet auf den Weg zur Küche. Ich stieg die Marmortreppe herab, im ganzen Haus herrschte eine nahezu bedrückende Stille, keine Menschenseele war zu hören, nur der Schlag meines eigenen Herzens.

Endlich erreichte ich die Küche, die auch verlassen war. Im Ofen glomm noch etwas Glut, in dem ordentlich eingeräumten Geschirrschrank warteten Teller darauf benutzt zu werden. Ich entzündete die Petroleumlampe auf dem Tisch. Nachdem der warme Lichtschein den Raum erhellte, fand ich es bei weitem nicht mehr so unheimlich, ich kam mir angesichts der verspürten Furcht albern vor. Ich suchte nach Essbarem und entdeckte in einem Schrank tatsächlich etwas Brot, das zwar nicht das frischeste war, aber genügen würde, um meinen rumorenden Magen zu beruhigen.

Das Rauschen des Meeres drang durch die verschlossene Tür und die Fenster zu mir. Die Neugier geweckt, öffnete ich die beiden Hälften der in der Mitte geteilten Tür und betrat einen Garten, den eine Mauer umsäumte. Wie von einer unsichtbaren Macht gezogen ging ich zu ihr. An der Kalksteinumrandung angekommen, die bis zu meiner Brust reichte, legte ich die Hände auf den rauhen Stein und schaute hinab. Unter mir donnerten die Wellen wütend gegen die Klippen, als versuchten sie, ein Stück davon abzubeißen. Eine salzgeschwängerte Brise zerrte an meinem Haar.

Es war ein atemberaubendes Schauspiel, wie sich die Brandung gegen die schroffen Klippen warf. Obschon es mich fröstelte und ich zitterte, vermochte ich mich nicht von dem Anblick zu lösen, den die wilde, schier unendliche See bot. Wie eine riesige, leuchtende Scheibe prangte der Mond am Himmel. Noch nie in meinem Leben hatte ich ihn so groß und nah gesehen, als müsste ich nur die Hand ausstrecken, um ein Stück davon abzubrechen.

Dass die See eine solche Anziehungskraft auf mich ausübte, verwunderte mich selbst. Ich fragte mich, wie sich das Wasser wohl auf der Haut anfühlte? Bei dem Gedanken schienen hunderte Mäusefüßchen über meinen Körper zu trippeln, die mich anspornten es herauszufinden. Zu meinem Leidwesen führte aus dem Garten kein Weg zum Meer hinab. Es blieb mir nichts anderes übrig, ich musste ins Haus zurückkehren. Doch als ich mich umdrehte, meinte ich in einem Raum, bei dem es sich meiner Schätzung zufolge um das Arbeitszimmer handeln musste, einen Lichtschein zu erkennen. Der Herr war verreist und nur ihm war es vorbehalten den Raum zu nutzen. Vielleicht trieb sich in Abwesenheit des Hausherrn ein Unhold mit schlechten Absichten herum, wollte ihn berauben. Was sollte ich tun? Mit zittrigen Beinen machte ich einige Schritte in die Richtung.

Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, dass mein Herz bis zum Halse schlug. Und als eine Gestalt an eines der raumhohen Fenster trat, setzte es für einen Atemzug aus. Wie ein mit dem Erdreich verwurzelter Baum blieb ich stehen, überlegte, ob ich schnell genug den Weg zur Küche überwinden konnte. Das Fenster wurde geöffnet.

Gleich einem verängstigten Rehkitz verharrte ich in meiner Schreckstarre, nicht fähig auch nur einen Finger zu bewegen. Die Gestalt trat auf die Veranda, der Schatten des Hauses verhüllte sie. Das Einzige, was ich zu erkennen vermochte, war eine männliche Statur. Ich schloss aus, dass es sich dabei um Sam, den Kutscher, handelte. Dazu war dieser Mensch viel zu groß, lief auch nicht gebückt. Als dieser in meine Richtung schritt, kam wieder Leben in meine Beine und ich wich zurück, bis ich die Mauer im Rücken spürte. Das laute Tosen hinter mir empfand ich nicht mehr als wildromantisch, sondern nur noch bedrohlich, denn es bedeutete, dass ich keinerlei Fluchtmöglichkeit hatte. Der Mann trat aus dem Schatten des Gebäudes ins Mondlicht, seine helle Haut leuchtete beinahe im fahlen Schein. So blass hatte Millie den Hausherrn Mr Morrisey beschrieben. War er zurückgekehrt? Nur bekleidet mit Schuhen, einer braunen Hose und einem Hemd, das lediglich zur Hälfte zugeknöpft war und daher einen Teil seiner hellen Brust zeigte, durchquerte er den Garten. Silberne Strähnen flossen über seine Schultern. Es war fast nicht zu erkennen, wo seine Haare aufhörten und der helle Stoff des Hemdes begann. Mit verschränkten Armen blieb er vor mir stehen.

Ohne auch nur ein Wort über seine Person zu verlieren oder sich vorzustellen, wollte er wissen, ob mir im Kloster beigebracht worden wäre, in solcher Aufmachung des Nachts durch den Garten zu stolzieren. Flitze schoss in mein Gesicht, mit immenser Wahrscheinlichkeit stand ich im Nachtgewand meinem Dienstherrn gegenüber. Ich startete einen hilflosen Versuch ihm die Situation plausibel zu erklären, doch brachte ich nur ein zusammenhangloses Stammeln zustande. Ich fragte mich, wo der Blitz blieb, der mich in Staub verwandelte. Sir Morrisey trat zu mir, kam mir so nahe, dass seine verschränkten Arme mich fast berührten. Ich wandte meine Augen ab, traute mich nicht ihm ins Gesicht zu sehen, starrte deshalb auf den unbedeckten Teil seiner Brust. Der Mann war wirklich sehr blass, seine Hautfarbe erinnerte mich an die weißen Opale, die den Abendmahlkelch der Nonnen schmückten. Bei jeder Regung bewegten sich die Muskeln unter der hellen Haut. Es ist mir peinlich, dies niederzuschreiben, doch in diesem Moment wuchs in mir das Verlangen, den Mann,

dessen Bekanntschaft ich erst vor wenigen Augenblicken machen durfte, in schamloser Weise zu berühren - zu spüren, ob sich seine Brust so glatt und fest anfühlte wie die polierten Opale auf dem Abendmahlkelch. Obgleich es in meinen Fingerspitzen kribbelte, als würden Ameisen sie erobern, zügelte ich meine unkeuschen Triebe und konzentrierte mich stattdessen auf seine Worte.

Er verlangte nach wie vor nach einer Erklärung und obwohl eine Strenge in seiner Stimme lag, hatte ich das Gefühl, sie hüllte mich wie eine samtene Decke ein.

Als er mich fragte, ob ich meine Zunge verschluckt hätte oder einfach nur infantil sei, holten mich seine Worte in die Realität zurück. Auch wenn ich seine Bedienstete war, so hatte er nicht das Recht in dieser unverschämten Art und Weise mit mir zu sprechen. Ich straffte meine Schultern, um größer zu wirken, was angesichts der Tatsache, dass er mich um gut zwei Köpfe überragte, lächerlich war. Sagte ihm, dass ich seinen Aufzug auch nicht gerade als schicklich bezeichnen würde und es höflicher wäre, sich einer Dame vorzustellen, bevor man ihr Vorwürfe machte. Trotz des Widerstandes, der heiß in meinen Adern brodelte und die Wangen zum Glühen brachte, wagte ich es nicht ihm ins Gesicht zu blicken, daher sprach ich mit seiner Brust. Morrisey schwieg. Dieses Verhalten veranlasste mich dazu meinen Mut zusammenzunehmen und vorsichtig nach oben zu spähen, um seinen Ausdruck zu sehen. Das Licht des Mondes schien ihn direkt an, seine Mundwinkel zuckten, als stünde er kurz davor, zu lachen. Er war also doch nicht so gefühllos, wie Millie behauptet hatte, und er trug auch nicht die dunklen Gläser. Lange Haarsträhnen verdeckten einen Teil seiner Augen, aber was ich davon erkennen konnte, schimmerte wie flüssiges Silber. So eine ungewöhnliche Farbe hatte ich noch nie gesehen.

Er stellte sich als Mr Valen Morrisey vor, sagte, dass er nochmals über diese Verfehlung hinwegsehen wollte. Da gestand ich ihm, dass ich mich in der Küche auf der Suche nach etwas Essbarem befunden hatte und weil ich noch nie am Meer gewesen wäre, das Verlangen verspürt hatte, es zu betrachten. Er trat neben mich an die Mauer, stützte die Hände ab und schaute auf das Meer hinaus.

Ja, diese Wirkung habe die See auf manche Menschen, räumte er ein.